

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

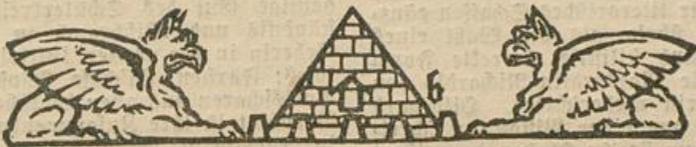
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

29.9.1929 (No. 39)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 39



29. Sept. 1929

Anna Maria Kenner / Die erste deutsche Wissenschaftlerin

Heißt ein Gedanke zur Wiederkehr eines Sterbetags nach sieben und einem halben Jahrhundert nicht eine fast mythisch gewordene Gestalt heraufbeschwören? Ist es nicht ein untauglicher Versuch, ein vergessenes Leben in das Bewußtsein unserer Gegenwart zu heben? Bis zur Unwirklichkeit war uns Hildegard von Bingen entrückt; ganz wenige Einzelne fanden über Erithemius von Sponheim oder Migue eine Brücke zu ihr, und was sie führten, war literarischer oder geschichtswissenschaftlicher Forscherdrang. Es war gewiß mehr als das; es war auch die Unruhe nach dem Erkennen eines menschlichen Wesens, das so eigene Gesetze hatte, obwohl es im Gleichmaß einer strengsten Norm sich entfaltete, und eine unerhörte persönliche Wirkungskraft inmitten eines weitesten Wirkungsbereiches besaß. Warum Hildegard von Bingen der Allgemeinheit so unerreichbar, ungreifbar und sagenhaft ist? — Hier sind ihre Werke, getreue, unveränderte Schrift, fester als steinernes Mal, aber der verschlossene Sinn langer Generationen, die verhängten, in technische Fertigkeiten umgebildeten Seelenkräfte des modernen Menschen nehmen nur stumme Seltsamkeit wahr, wo schöpferisches Erkennen, lebendiges Schauen glüht.

Den äußeren Lebensgang des mittelalterlichen Menschen am unrigen zu messen, führte uns zu einer verkehrten Vorstellung von weltabgewandter Beschaulichkeit. Sein Werk erst zeigt seine Anbelosigkeit, das Stigma aller, die der Geist treibt. Mehr noch: um eines Menschen Wesen zu begreifen, müßte man die vielfältig wirkende Gesetzmäßigkeit seines Wachstums genau kennen, Eltern, Sippe, Volksstamm, Raum und Erde, darin er wuchs, und es müßte sich, hätten wir nur Zeit und Kräfte für solche Umschau, eine wunderbar organische Einheit zeigen.

Von dem Schloß Bückelheim, dessen Bergfried und grün umwucherte Trümmer unweit Kreuznach in das Nabeltal herabschauen, gibt uns ein alter Stich genauere Kenntnis — eine melancholische Erinnerung an unsre badische Binde steigt auf — von der Familienzugehörigkeit des Burggrafen von Bückelheim, der als Vogt der Bischöfe von Speyer die Burg und ihr Territorium verwaltete, hat keine Urkunde zweifellosen Bericht hinterlassen. Wahrscheinlich gehörte Hildegard dem rheinbessischen Geschlecht der Herrn von Stein an. Im Sommer 1098 gebar seine Gemahlin Mechthild ihr zehntes Kind, Hildegard, dem als dem nachgeborenen körperzarten Sproß einer adeligen Familie ein ruhiger, behüteter Schicksalsweg bestimmt schien, hätte nicht ausprägte Begabung schon früh ein starkes Eigenleben geformt.

Der Mensch jener Zeit hatte in all seiner räumlichen Abgetrenntheit vom unmittelbaren Geschehen ein tiefes Gefühl für seine Zusammenhänge, in aller Spärlichkeit der Kenntnisse eine wahre Erkenntnis, einen untrüglichen Sinn für das Wesentliche. Diese Fähigkeit steigerte sich im einzelnen zur seherischen Kraft. Hildegard von Bingen ist eine dieser Seher-Gestalten, die das Schicksal zu Zeugen und Verkündern seines Waltens aufruft, deren Leben nicht ihnen selbst gehört, die nach Goethe „als das Werkzeug einer höheren Weltregierung“ zu betrachten sind, als die willigen Geschöpfe eines übermächtigen Dämonion. Hildegard von Bingen stellt sich in ihrem Werk als die erste Wissenschaftlerin unter den deutschen Frauen dar; sie vollendete, was als Anlage, schicksalsgegebene Geisteskraft in ihr lag, obwohl ihre

Erziehung wie die aller adeligen Mädchen jener Zeit durchaus keine wissenschaftliche Bildung war, sondern eine spezifisch weibliche, und weibliche Fähigkeiten, nämlich intuitives Gestalten und beharrliches Ausschmücken eines künstlerischen Gedankens pflegte.

Im Jahr 1106 gaben die Eltern das achtfährige Mädchen nach der Zeitfeste in klösterliche Erziehung, und damit nahm Hildegard für alle Zeit Abschied von dem, was der Mensch nach Geburt und Gewohnheit Heimat nennt, um in eine geistige Sphäre einzutreten, die ihres Wesens eigentlicher Lebensraum war. Sie wurde in die Klause der jungen Gräfin Jutta von Sponheim aufgenommen, die dem nahegelegenen Kloster des irischen Mönches Disibod angegliedert war. Nach den Urkunden waren die beiden Mädchen, die Jungfrau und das Kind, mit einer dienenden Schwester ansangs die einzigen Insassen der Klause, seltene Blumen in einem verschlossenen Garten — und Hildegards Erziehung für jene Zeit und ihre Kultur ein Ideal. Hymnus und Psalter, Katechismus und Legende, Musik und die Kunst, die Gestalten der heiligen Geschichte in farbenglühender Wolle oder Seide in Teppiche zu wirken und zu sticken, das war die Wissenschaft der mittelalterlichen Edelfrau. Lesen und Schreiben und die zudem unvollständige Kenntnis des Lateinischen und der Kirchenväter genügten Hildegard nicht, um Anspruch auf Gelehrsamkeit zu erheben; wenn sie sich und ihre Meisterin Jutta ungelehrt nennt, liegt in ihrem Wort die Sehnsucht nach der mystisch-philosophischen Schulung der großen, geistigen Kreise, die zeitlos gewaltige Lehrerpersönlichkeiten in jenen Jahrhunderten im Schatten der Kathedralen um sich zogen.

Sie war eine Frau so eigenschöpferisch wie Hildegard, auch die mehrgerühmte Großwirtha nicht — denn Hildegard trug in sich als Wesensgesetz den Drang, der von Natur aus nur den Männern gegeben ist, in den Dingen das primum movens, Urgrund und Urkraft zu erforschen. Gesetz, Lebensnotwendigkeit war ihr dieser Drang, weil sie hellseherisch begabt war, begnadet und geschlagen mit jenem zweiten Gesicht, das — im Gegensatz zur ahnungsbewussten Ueberempfindlichkeit hysterischer Individuen — ganz ungebrochene, geradlinig und echt gezüchtete, noch ganz naturnahe Kinder einer kräftegeladenen Erde haben. Solche Hellfichtigkeit ist einfach ein seltenes, reines Zusammenklängen vielseitiger und ungeschwächter menschlicher Geistes- und Seelenkräfte und ist in den wahrhaft Begabten ein selbstverständliches und unauffälliges Ingrediens ihres Wesens.

Das junge Mädchen muß ein wunderbares Geschöpf gewesen sein, in dem sich nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen Herzensreinheit mit Demut und wachem Geiste, edle Einfachheit und Anmut einten, das aber unbefangen und unbewußt in das Wesen der Naturerscheinungen und geistiger Wahrheiten schaute und in diesem Schauen fröhlich war, obwohl der lebendige Geist ihren Körper fühlbar schwächte. Als das Mädchen inne ward, daß ihre Erkenntnis den übrigen Menschen verborgen war und Staunen erweckte, schwieg sie fortan, aber sie trug das Wissen um ihre Gabe wie eine goldene Last, denn noch war sie zu jung, um sie als Reichthum zu erleben und zu verpenden.

Erst dreißig Jahre später, als die Klause längst zum Kloster, die Seelenfreundschaft zweier adeliger Menschen zur lebendigen Gemeinschaft eines nach Vollkommenheit strebenden Kreises von

Frauen geworden war, als Gräfin Jutta, jetzt Abtissin, starb und Hildegard ihre Nachfolgerin ward, da trat ein in der Stille gereiftes, abgeschlossenes und gesammeltes Wesen hinaus in die Welt und begann zu leuchten, nicht mehr wie ein Mensch von seiner Sendung erfüllt, kämpft und wirkt, sondern wie jenes Licht im Evangelium, das auf seinen Leuchter gestellt, alle Lande überstrahlt. Zweiundvierzigjährig begann Hildegard, vom Geist getrieben, ihre Gesichte aufzuschreiben, über deren Wesen und Art sie in ihrem wundervollen Brief an Wibert von Gemblour, ihren Biographen und Schüler, schreibt: „Wie der Spiegel, der alles abbildet, in einen Rahmen gefaßt wird, so hat Gott die menschliche Vernunft in den Rahmen des Körpers eingeschlossen. Durch sie schaut der Mensch Gottes Geheimnisse wie in einem Spiegel.“ Die ratio als Trägerin der Erkenntnis und ihr göttlicher Ursprung ist schon der Mittelpunkt der augustiniischen Erkenntnistheorie, und das Trachten aller mittelalterlichen Philosophie, in der Versenkung in Gott auch das Wesen der erschaffenen Dinge zu begreifen, hat das einheitliche, geschlossene Weltbild hervorgebracht, dessen Größe erst unsere Zeit sehnsüchtig und bewundernd erkennt.

Die Wissenschaft der Hildegard von Bingen in ihrer letzten Tiefe wird der Allgemeinheit immer unergründlich bleiben. Denn auch dem gründlichen Studium ihres gegenständlichen Inhalts entschleiert sich niemals ganz das lichtgleiche Wesen, das die Seherin so strahlend schaute, daß es ihr fast unmaßlich schien, es in Wort und Schrift auszulegen. Für literarisches Schaffen gänzlich unvorbereitet, blieb ihr nichts übrig, als die Wahl eines Mitarbeiters, der in grammatisch und stilistisch korrekter Form faßte, was Hildegards Sekretärin, die Markgräfin Richardis von Stade, nach dem Diktat der Meisterin niederschrieb. Hildegard begann erst im Jahr 1141, gemahnt von einer Vision, zu schreiben — äußerlich betrachtet erst, nachdem sie ihr Kloster organisiert und ausgebaut hatte. Als sie es 1148 auf den benachbarten Rupertsberg verlegte, wo sie aus einer unwirklichen Einside ein Kulturland mit Weinbergen, Aekern und Gärten um den einfachen, aber äußerst zweckmäßigen Klosterneubau schuf, da schied sich auch die Geister in der Gemeinschaft: eine Reihe von Schwestern, deren Edeldamenhände die viele und rücksichtslose Arbeit schenken, denen vielleicht das ganze die Stunden ausschöpfende und rastlose Wirken der Meisterin und ihr strenger Lebensrhythmus nicht entsprach, trennten sich von ihr, um behaglichere Klöster, in unserm Sinn Damenstifte, aufzusuchen. Die Herzensfreundin und Vertraute Hildegards, Richardis von Stade, war unter ihnen — ein Schmerz, den die männlich-gehaltene, aber weiblich-fühlende Hildegard schwer verward.

Nie hat ein Mensch sich so gänzlich dem Werk hingegeben, so völlig seiner selbst entäuert den Menschen gebiet und so die Minuten ausgenützt wie diese Frau. Denn, was sie an Wissen sammelte, ist mehr als außergewöhnlich. Es ist ein weites, unerforschtes Gebiet, zu untersuchen, was sie aus den alten Philosophen und Naturforschern, aus Plato und Galenos, Plinius und Psidor von Sevilla geschöpft hat, und was ihre eigene seherische Naturerkenntnis und Geisteskraft gehaltete. Daß sie aber im weitesten Sinn als eine geniale, original schaffende Persönlichkeit, als Lehrmeisterin einer über Jahrhunderte sich verbreitenden geistigen Generation anzusehen ist, das wird überall offenbar. Ganz unwesentlich ist dabei, daß dieser männlichste Geist in einem weiblichen Körper wohnte, der aber nach zeitgenössischem Urteil etwas Jenseitiges, Aetherisches hatte, vergeistigt ersahen und der Seherin nach ihrem eigenen Wort das Gefühl ewiger Jugend verlieh, obwohl er von der Uebermacht des Geistes und einem fast übermenschlichen Willen fast verzehrt wurde.

Ergänzt wurde die starke männliche, forschende Wesensseite Hildegards durch weibliche Geduld, Partheit und Sorgfalt und eine schweigerliche Hilfsbereitschaft. Sie ist die erste Ärztin und nahm Heilmittel uralter germanischer Weisheit, antiker Tradition und eigener botanischer Forschungsergebnisse zu der Heilkraft ihres wunderbar wirkenden Geistes, um Ungezählten Leiden und seelische Gesundheit wiederzugeben. Dabei hat ihre eigene Ueberwindung des Allzumenschlichen, des Physischen, nichts mit weltverachtender Askese gemein. Ihre Vorschriften über Körperpflege, die hygienisch vorbildliche Einrichtung ihres Klosters, das in jedem Wohnraum fließendes Wasser hatte, bei einer Einfachheit, die alle Dämonie der Gegenstände aus dem täglichen Umkreis verbannte, beweisen es. Alle Rezepte, Diätvorschriften und Gesundheitsregeln entworfenen Hildegards seherhaften Sensibilität für Wesen und Wirkung der Natur in allen Erscheinungen in Stein, Pflanze, Tier auf den menschlichen Organismus. Auch kosmische Einflüsse fühlte sie als Kind ihrer Zeit noch. Ihre kräftige Kenntnis des menschlichen Organismus ist umfassend, wennleich sie niemals anatomische Analysen gekannt hat. Von engen Geistes ist ihr die einer Nonne ungeziemende Freik-

heit in der Behandlung sexueller Fragen vorgeworfen worden — als ob ein so umfassendes menschliches Wesen wie das Hildegards, das sich allein im Grenzenlosen fand, in einer dem Alltagsmenschen unergründlichen Dunkelheit straucheln könnte! Man hat im Gegenteil das Gefühl, als ob in der Nähe dieser Frau alle Leiden und Fesseln, die eine geheimnisvolle Natur dem Menschen, dem Weibe zumal auflegt, gelöst u. gemildert worden seien. Herbe Heilkraft und verschwiegenes Wissen webt um die Schriften, die in jüngster Zeit auch in guten deutschen Uebersetzungen erschienen sind. Die erste ist „Scivias“ — „Wisse die Wege“ (1150 vollendet), eine Zusammenfassung der Theologie der damaligen Zeit. Die nächsten sieben Jahre verwandte Hildegard auf naturwissenschaftliche Forschung, deren Ergebnis die „Physika“, das Buch von der einfachen, und „Causae et curae“, das Buch von der höheren Heilkunde war. Beide enthalten das ganze naturphilosophische System und das heilkundige Wissen der hochbegabten Frau, die mit Recht die Begründerin der wissenschaftlichen Naturgeschichte in Deutschland genannt wird. Sie war aber auch Dichterin, dichtete ein „Spiel vom Antichrist“ im Stil der mittelalterlichen Mystiker, Lieder und geistliche Singspiele. Das berühmteste, der „Reigen der Tugenden“, erinnert an die personifizierten Gestalten der Tugenden und Laster an den Domportalen des 13. Jahrhunderts. Die Lieder sind in der Vertonung Hildegards erhalten; Eigenart und Kraft ist das Kennzeichen ihrer Musik. Ihre seltsamste Schöpfung aber ist eine Geheimsprache, deren Sinn wohl war, das geistige Gut des Schülereinkreis um die Seherin vor Mißverständnis und Mißbrauch zu schützen. Das Vertrauen, das die Seherin in der ganzen kultivierten Welt genoss, war ein beispielloses; Fürsten, Bischöfe, Päpste und Kaiser erfragten ihren Rat, Volksharen aus allen deutschen Landen kamen und erbaten Hilfe. Berühmt ist ihre Zusammenkunft und Aussprache mit Barbarossa in Ingelheim, deren Thema das große Problem der Zeit, der Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum, war. Die Seherin erkannte — vielleicht unter dem unvergeßlichen Kindheits-Eindruck aus der Weihnacht 1105, wo der abgesetzte Heinrich IV. auf der Burg Bückelheim in Haft genommen wurde — daß das deutsche Kaisertum sich in den italienischen Fügen und im Kampf mit dem Papsttum zerrieh. Politische Einheit, aus einer einheitlichen Geisteskultur erwachsen, war das Ideal, das ihr Geist in tragischer Unerreichbarkeit für Deutschland sah. Was sie aber tun konnte, die Einheit der Weltanschauung gegen Neuerer und Schwärmer, die damals schon aufzutreten begannen, und die geschlossene, regel-treue Ordnung gegen sich auflösende Klosterzucht zu verteidigen, das geschah mit einer beispiellosen Energie. Ihre Arbeitskraft schon war übermenschlich und nach manchen Besuchen benachbarter Klöster unternimmt die Dreiundsechzigjährige eine Predigtwanderung nach Schwaben. Ihr Weg ist nicht mehr genau zu bestimmen, wohl aber ihre Aufenthalte: Sie hat Maulbronn und Hirsau gesehen, und dies Bewußtsein schenkt uns Später eine neue ehrwürdige Erinnerung, wenn wir durch den unvergeßlichen Maulbronner Kreuzgang gehen. Wir wissen Namen und die der Bischöfe und Aebte, zu denen ihr Weg führte, aus den Briefen der Hildegard, von denen 147 erhalten sind. Sie enthalten Antworten auf theologische Fragen, Mahnungen und Vorhalte in einer sehr beherrschten, aber doch unerhört scharfen Sprache, die nur ein ganz reifer, weltverfahrener und abgeklärter Geist für Eigensucht und Torheit hat. Sie atmen aber auch eine unerreichte seelische Kultur, wie der einzigartige Brief an Elisabeth von Schönau über das rechte Maß im Streben nach geistiger Vollendung.

Hildegard von Bingen, die Verkörperung stiller Größe und adeligen Menschentums, mit einem ungeheuren Lebenswerk, einer schicksalhaften Sendung beauftragt, begabt und wissend, wie nie eine Frau vor noch nach ihr, erscheint uns als eine Glückliche. Sie liebte Schönheit und schöne, verinnerlichte Lebensform — sie ließ ihre Schwestern in weißen Kleidern, mit Rosenkränzen geschmückt zum Gottesdienst gehen; sie schritt, ihr Lieblingslied singend, mit strahlendem Gesicht durch den Kreuzgang; sie konnte wie selten eine Frau, schöpferisch das Leben ihres Kreises gestalten. Dieser reifte aller Menschen hat das Leiden genug gekannt: Siechtum, Widerstand der männlichen Ordensgenossen, Anfechtung von mancher Seite, Einsamkeit ihres überreichen Herzens. Die Achtzigjährige erlebte den grausamen Schmerz, daß ihr Kloster auf die Intrigen eines schelmsüchtigen Prälaten mit dem Interdikt belegt wurde, weil Hildegard sich weigerte, einen auf dem Klosterfriedhof beerdigten auszugraben, der einmal unter dem Kirchenbaum gestanden hatte, aber längst gelöst war. Die Greisin focht den Rechtsstreit mit der ganzen Kraft ihres Geistes und menschlichen Gefühls durch, aber als im nächsten Jahre der Tod sie rief, ohne sie strahlenden Auges hinaus aus der Enge des menschlichen Daseins in ihren geistigen Urgrund zurück, dessen unerforschliches Licht, in ihr, der Leuchte langer Jahrhunderte, durch die Menschheit ging.

# Eugen Singer / Berghausen und sein Berg

Friedrich Nagel, dessen 80. Todestag am 9. August war, sagt in einer seiner letzten Schriften „Deutschland, Einführung in die Heimatkunde“: — „vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat.“ Hier könnte man sagen: „vor allem sollte der Karlsruher wissen, was er an Karlsruhes Umgebung hat.“ Auch hier findet die romantische Sehnsucht, das romantische Gefühl ihr eigenes Gebiet. Wir dürfen uns nur in dieses und jenes stille Landschaftsbild so ganz hineinversetzen, ganz dem uns bietenden Anblick sich hingeben, erfassen und durchgeistigen. Wir finden dann so viel Schönes, daß wir uns oft erstaunt fragen müssen, wo wir bisher unsere Augen hatten.

Gehen wir nur einmal den Weg über den Turmberg, Mitternert, Roten Busch, Hopfenberg nach Berghausen. Wie schön ist der Blick über die alte Stadt Durlach, über die Rheinebene bis hinüber zu den blauen Bergen der Haardt, oder wie wunderbar gar der Blick nach der tiefblauen Bergwand im Osten, davor die langgestreckte Anhöhe des Mitternert mit den gelben Getreidefeldern, über denen die roten Dächer dreier Höfe leuchten. Im Roten Busch, beim Waldausgang, hält uns ein Müchbild förmlich gebannt. Massig, wie ein riesengroßer Wächter, steht der Turmberg über den dunklen Wäldern. Romantik kreist um uns. In der Tiefe des Waldes gurrt die Wildtaube, hämmert der Specht, während hoch im lichten Blau des Himmels ein Weiß seine Kreise zieht, um plötzlich in scharfem Bogen gebirgswärts abzuziehen.

Vom Roten Busch bis zum Hopfenberg ist es nur knapp eine halbe Stunde. Ein Fuhrpfad, rechts vom Weg abweigend, führt auf den Gipfel des schön geformten, bewaldeten und geschichtlich merkwürdigen Berges.

Verstrüppt und wild ein ander Bild,  
Von Laubstreun ganz überschüttet,  
Von Schichte zu Schichte verfunkt drin der Fuß,  
Kein Echo meldet die Tritte. (Scheffel.)

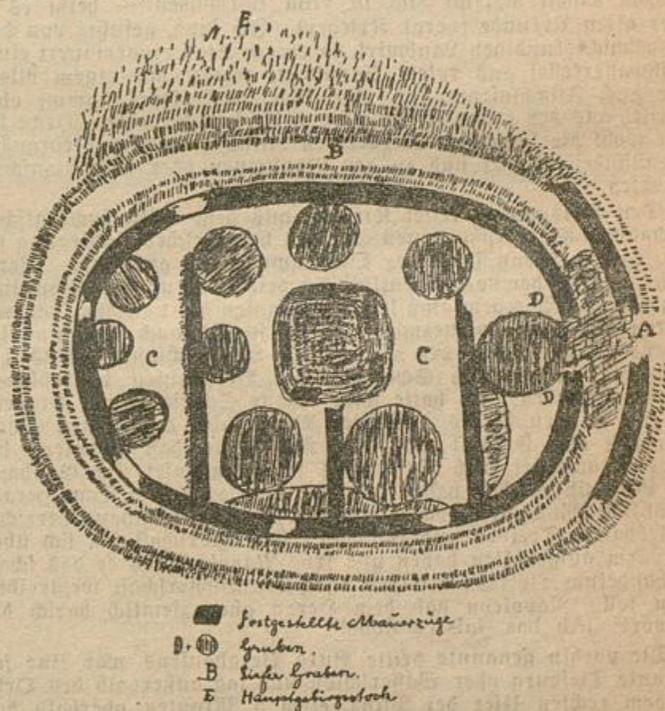
Wie der Berg zu dem Namen Hopfenberg gekommen ist, ist nur dadurch erklärlich, daß die Bezeichnung durch einen Kartensfehler auf einer Karte oder in einer alten Urkunde falsch und derart unleserlich geschrieben oder gedeutet wurde, wie etwa die Burgruine Keppenbach im Freiamtale einige Jahrzehnte hindurch den Namen Rumor oder auch Ramour (statt Ruine) trug, was auf den Irrtum eines Kartenstichers von 1836 zurückzuführen ist. (vergl. Schauinsland XX 88 und Bericht des Gen. K. S. Akten v. 2. Okt. 1917). Hopfen waren nämlich an den Bergabhängen des Hopfenberges niemals angepflanzt, dagegen wuchsen an den westlichen und südlichen, jetzt bewaldeten Abhängen seit frühesten Zeiten Neben, was bei den durch Oberförster Schabinger vorgenommenen Waldkulturarbeiten Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederholt festgestellt wurde. Berghausen trieb schon ganz früh viel Rebhan. Fast an jedem älteren Hause des Dorfes findet man über den Torbögen die Zeichen des Winzers oder Küfers, zwei gekreuzte Rebmesser und den Küferhammer. In dem Weinkeller eines Bauernhauses fand ich selbst einen solchen alten Torbogenabschlusstein als Fahlager mit dem üblichen Winzerzeichen und mit der Jahreszahl 1671. Ferner hatte Berghausen zwei Weinkeltern. Die erste, ältere, wurde vor Jahren wegen Bauunfähigkeit abgebrochen und ein Spritzenhaus an deren Stelle hingebaut. Die andere Kelter vom Jahr 1766 steht heute noch. Der Weg, der an ihr vorbei nach dem Hopfenberg führt, heißt die Seltenbachstraße. Wohl darum, weil der kleine Bergbach neben ihr selten Wasser hat. Andererseits heißt es in einer Urkunde in dem Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg aus dem Ende des 14. Jahrhunderts: „unser weingarten der haizet der hopfer.“ (Urkunde Nr. 209 vom Jahr 1389). Ist es nun nicht möglich, daß bei der Bezeichnung des Hopfenberges eine ähnliche Wortbildung vorliegt? Schon im dritten Jahre der Regierung Karls des Großen schenkte ein gewisser Herolt eine Fuchart Neben in Barchusen (Berghausen) dem Kloster Dorch, im 6. Jahre ein Gumbert von Dielheim demselben Kloster zwei Fuchart Neben — „ad Barchusen duae hubae cum vineto im Pfunzigowe“ — (Pfinagau).

In den Schenkungsurkunden wird allerdings wiederholt ein Vera Hohenbure und Hohenberg genannt. Auch hierin kann die Wurzel der Bezeichnung des Berges gefunden werden. Bei Wöschbach gibt es auch einen Berg, der den Namen Hohenberg trägt. Doch kann dieser Berg nicht in Frage kommen, da derselbe von Berghausen ziemlich weit entfernt liegt, nie mit Neben besetzt war und keine Burg trug. In einer Karte aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir auch einen Berg bei „Wollhartswener“ (Wollhartsweyer) mit dem Namen Hohenberg bezeichnet. Verschiedene Geschichtsforscher vermuten im Hopfenberg und dies wohl mit Recht den richtigen Hohenberg mit der Burg der Grafen von Hohenberg; denn in den obengenannten Schenkungsurkunden wird ausdrücklich die Hohenbure bei Barchusen im Pfunzigowe und nicht bei Grezzingen (Gröbgingen) genannt.

Die Kuppe des Hopfenberges ist nach allen Seiten hin leicht zu verteidigen gewesen. Der Einschnitt, der den Gipfel des Berges vom Hauptebirgsstock trennt, liegt über 30 Meter tiefer als der höchste Punkt des Berges. Wassermangel auf der Burg mag die alten Besitzer der Burg bewogen haben, später den Turmberg als

Burgsitz auszuwählen, da die nächste Quelle am Hopfenberg erst weit unten in einem vom Mitternert abzweigenden Tälchen zutage tritt.

Der Hopfenberg ist zurzeit mit allerlei Gestrüpp und hauptsächlich mit einer Art Immergrün bewachsen. Nach allen Seiten ist die Kuppe des Berges stark abgedämmt. Auffallend sind die vielen, teils kreisrunden und 2-3 Meter tiefen Gruben auf der Kuppe. Sonderbar sind die meisten Grubenränder mit Fleu bewachsen, was unbedingt darauf schließen läßt, daß Kalksteine und Mörtel der Untergrund sein müssen. Beim Tieferrbringen und an der Innenwand der Grubenränder stößt man tatsächlich auf niedere Mauerreste, die mit Unterbrechungen in länglich runder Form den ganzen Berggipfel einnehmen. In dem so geschaffenen Raume sind drei Mauerquerzüge festzustellen, die zum Teil noch mit der nördlichen Umfassungsmauer zusammenhängen. In der Mitte des Innenraumes kann man sogar noch den Krater eines turmhähnlichen Gebäudeteiles erkennen. Da und dort liegen behauene Steine an den Abhängen. Es sind viele Sandsteine darunter, was um so verwunderlicher ist, als der Berg, besonders der Gipfel aus Muschelfalk besteht, wie ein nahegelegener kleiner Steinbruch beweist. Ich fand dort eine Anzahl versteinerte Muscheln und Glieder der Seelkie. Ferner haftet an den Mauerbrocken ein zementartiger Mörtel, was ein weiterer Beweis dafür ist, daß die Burg nicht unbedeutend und fest gebaut war. Zeichnerische Aufnahmen ergaben folgenden Grundriß:



Nacher, Schuster und Feigenbutz wollen die Entstehung der Burg in das frühe Mittelalter verlegen. Es sei eine Art Wallburg gewesen, wo auch die Bevölkerung des Pfinztales in Zeiten der Gefahr einen besetzten und gut zu verteidigenden Ort besetzen konnten. Der Burgweg führte vermutlich von Westen her auf die kegelförmige, nach allen Seiten gleichmäßig abfallende Kuppe. Bei A scheint der Zugang zur Burg angelegt gewesen zu sein, denn hier ist der Wall durch eine doppelte Mauer geschützt. Wahrscheinlich waren die Erdwälle noch von Pallisaden bekrönt. Wo sich der Eingang zur inneren Burg C befand, ist nicht mehr anzugeben (vielleicht bei D); auch über den ehemaligen Zweck der wenigen noch vorhandenen Mauerreste Bestimmtes zu sagen, ist nicht möglich. Jedenfalls trug die Kuppe des Berges einen starken, von Innen bekrönten Hauptturm, an den sich unbedeutende und wenig ansehnliche Wohngebäude angeschlossen. Die ganze Anlage war anscheinend von einer nicht allzu hohen Ringmauer umgeben, deren Zug sich noch immerhin verfolgen läßt. Auch welcher Zeit die noch vorhandenen Mauerreste stammen, ist gleichfalls nicht mehr bestimmbar, da von Architekturteilen auch nicht das Geringste erhalten ist.

Ob und wann die Burg auf dem Hopfenberg zerstört wurde oder ob sie nach dem Verlassen durch die Grafen von Hohenberg allmählich zerfiel und von den Bewohnern des Dorfes Berghausen als Steinbruch und zum Bau der Häuser benutzt wurde, ist nicht bekannt. Unten im Dorfe sind als Sockelsteine bei verschiedenen Gebäuden (vor allem war dies bei der abgebrochenen alten Kelter der Kall) Stücke von Gutmauerwerk (eine Mischung von Kalk- und Sandsteinbrocken) mit zementartigem Mörtel zu sehen. Es wird vermutet, daß diese Mauerstücke von der oberen Burg herühren. Allerdings soll in Berghausen, wie Nacher angibt, oberhalb der noch stehenden Kelter, eine zweite Burg gestanden haben, die als erster Wohnsitz der Edelknechte von Berghausen zu betrach-

ten wäre. Man sieht heute noch in den dortigen Gärten die **Waben-**erhöhung mit den nach allen Seiten steil abfallenden Abhängen und einem tiefen Einschnitt nach der Bergseite zu. Wie mir der febrige Laubwirt erzählt hat, stieß man vor Jahren beim Graben in dem benachbarten Garten auf eine Steintreppe, die nach einem gewölbten Keller zu führen schien. Der hinter dieser mutmaßlichen Burg zur Kuppe des Hopfenbergs führende Weg heißt heute noch im Volksmunde der Kuppelweg und war wahrscheinlich der Verbindungsweg der unteren Burg mit der oberen Burg auf dem Hopfenberg, was auch mit dem Eingang in die obere Burg in Einklang zu bringen wäre.

Die Zerstörung der Burg auf dem Hopfenberg, ob durch Gewalt oder zum friedlichen Häuserbau im Dorfe, scheint von vornherein eine ganz gründliche gewesen zu sein. Die ganze Kuppe des Berges ist zerwühlt und zerfurcht. Noch vor Jahren war die Aussicht vom Hopfenberg auf den Turmberg, ins Pfingstal und in die Rheinebene bis hinüber zu den Haardtbergen ganz reizend. Heute ist es der prächtige Hochwald mit den schönen Waldwegen, der den geschichtlichen Berg so anziehend macht. Beim Verlassen des Waldes überrascht uns der liebliche Niederblick auf das im Tal liegende, heimelige Dorf.

Der Abstieg ist nicht beschwerlich. In wenigen Minuten hat man die Ortschaft erreicht. Da der Weg am Friedhof vorbeiführt, betrachten wir etliche schön gearbeitete Grabsteine, zum Teil aus den Jahren 1664—69 mit sehr sinnigen Gedensprüchen.

Unterhalb des Friedhofs steht die schmucklose Kirche. Der Unterbau des Turmes stammt aus dem 13. Jahrhundert — *ecclesia sancti Martini sita in villa Barchusen* — heißt es in einer alten Urkunde (vergl. Krieger). Ich fand, geführt von dem ortsgeschichtskundigen Laubwirt, in einem Stall eingemauert einen Weihwasserfessel aus rotem Sandstein, geziert mit einem Blatt- oder auch Fischblasenmuster. Der Weihwasserfessel stammt ohne Zweifel aus der ersten Kirche. Beim Umbau der alten Kirche hat man wohl die sonst dem katholischen Nitus dienenden Gebrauchsgegenstände entfernt und zu den Bausteinen oder zum Bauschutt geworfen.

Den Ortsnamen leitet Krieger aus dem mittelhochdeutschen *haremännliches* verschrittenes Schwein her, welcher Auslegung sich auch Dr. F. Mens in seiner Ortsnamenkunde anschließt. Berghausen müßte demnach eigentlich Schweinshausen oder Schweinsberg heißen. Wie dem auch sei, Berghausen hatte in den früheren Jahren große Schweinezucht. Dafür spricht auch die sumpfige Gegend in der Nähe des ehemaligen Wasserschloßes rechts der Bahnlinie. Aber auch Schafzucht hat Berghausen in früheren Jahren getrieben. Es hatte seine eigene Schafställe mit dauernd 800—900 Schafen. Jedes Jahr hielt Berghausen auch seinen Schafwollmarkt ab. Erzählt man doch noch heute, daß Napoleon bei seiner Brautfahrt nach Oesterreich in Berghausen im Gasthaus zum Laub übernachtet haben soll. Es wurde an dem Tage gerade der süßliche Wollmarkt abgehalten und vor dem Gasthaus herrschte ein lebhaftes Treiben und Handeln. Ein Marschall soll sich über den Lärm aufgehalten haben und frug Napoleon, ob er das schafwollhandelnde Volk da draußen durch die Dienerschaft wegstreiben lassen soll. Napoleon gab dem Herrn aber ziemlich barsch die Antwort: „Ah bas, laissez done!“

Die vorhin genannte dritte Burg Berghausens war eine sogenannte Fiesburg oder Wasserschloß und lag außerhalb des Orts auf dem rechten Ufer der Pfingz, etwa 5 Minuten oberhalb der

steinernen Pfingzbrücke. Vom Wassergraben, der die Burg umgab, sind noch einige Stellen vorhanden. Die Gartenstückmauern an dem Grabenrande stühren sicherlich von den Steinen der Schloßmauern her. Sonst ist von der ganzen Herrlichkeit des Wasserschloßes nichts mehr vorhanden, als der Name Schloßgartenstraße, welche Straße zu dem Gemann „die Schloßgärten“ führt. Vielleicht stammt das schöne Portal mit Seitentürchen an dem Hofeingang des ehemaligen Lamprecht'schen Hauses von dem Wasserschloß, das die Gemeinde Berghausen samt Gärten und Fischweiher im Januar 1761 von dem Markgraf Karl Friedrich durch Kauf erwarb. Das Schloß wurde abgerissen und der Fischweiher zugeschüttet. Der Weg zwischen Wassergraben und dem Fischweiher ist die heutige Schloßgartenstraße. Als Bogenabschlusstein an dem Portal dient ein Männlein mit Halskrause. Bemerkenswert sind auch die Hochwassermarken an dem kleinen Seitentürchen vom 29. Okt. 1824 (1½ Meter Höhe) und vom 1. Aug. 1851 (1,20 Meter Höhe). Das Wasserschloß soll nach Ansicht von Naecher, Schuster, Krieger und Köfger der Sitz des Geschlechts gewesen sein, das sich nach dem Dorf benannte, im 13. Jahrhundert erstmals erwähnt wird und gegen Ende des 15. Jahrhunderts ausgestorben ist. Ueberdies findet man in der Mauer des Hauses Nr. 45 im Dorf ein altes Doppelwappen eingemauert. Der eine Schild ist der des Wolf von Berghausen (1404) und der andere Schild der des ortsbefehligen Trigel von Berghausen. Zu dem Trigel zählte auch der letzte Abt vom Kloster Gottesau (1509—1529). Wer sich für das Wasserschloß weiter interessiert, findet in dem Altken des Generallandesarchivs hier einen Plan des Umbaues. Die Altken betreffen Baulachen, den öffentlichen Güterstand und das Kammergut in Berghausen.

Aus dem Wasserschloß soll auch der stark beschädigte Löwe aus rotem Sandstein vor dem Spriehaus stammen.

Eines der ältesten, noch bestehenden Gebäuden von Berghausen ist das Gasthaus zum Laub, welches neben den Gasthäusern zur Raune und zum Bären zu den Realgastwirtschaften zählt. Das Innere des schmucken Gasthauses zum Laub ist äußerst sehenswert, schon wegen der hübschen Ueberreste der Steinhauerkunst, die in dem Hof und in der Vorhalle aufgestellt sind. Da ist zunächst ein Hafertrog vom Jahre 1603, darauf ein Geißbock und eine Henne ausgehauen ist. Ferner die Reste eines Ofenkamins vom Jahre 1610 und Geländerpfosten und Stühbank mit reichen Verzierungen. Beachtenswert sind die vielen Zinngeräte, Kunstbriefe, reiche Schnitzereien, Bilder und Gemälde in den Wirkstüben. Weiter besitzt der jetzige Laubwirt Briefe von Scheffel, der im Gasthaus zum Laub verkehrte. Im Jahre 1874 war hier im Laub Scheffel mit Auerbach und Spielhagen zusammen. Scheffel hatte ja für alte, historische Orte ein sehr feines Empfinden und es nimmt einen nicht Wunder, wenn er Berghausen und das Laubwirtschhaus immer wieder aufsuchte und dort den guten Miesing, Schiller und Clevner versuchte.

Es gibt auch nichts Schöneres zur Zeit der Traubenreife und des neuen Weines, an einem milden, klaren Herbsttage nach Berghausen zu wandern, wenn ringsum zu Berg und Tal der Herbst mit seinem reichen Farbenbrett in der Hand und mit breitem Pinsel zu malen beginnt, nichts Bonzigeres, als bei einem Glas neuen Weines, Schwarzbror und Nüssen den ganzen Rauber eines solchen heimatligen, heimeligen Herbsttages zu erleben. Das ist wirkliche Heimatsdurchgeistigung und Scheffels Welt wird uns lebendig.

## Friedrich Eichrodt / Ein Brief Ludwig Haessler's an Ludwig Eichrodt

vom 14. März 1864

Daß der Dichter Ludwig Eichrodt im *Vahrer Hinkenden Boten* seit 1873 die Neuerung brachte, statt der biblischen Namen deutsche einzuführen, dürfte zur Genüge bekannt sein. Weniger aber weiß man, daß er auch schon 1864 an der Verdeutschung und Neueinteilung der badischen Gane tätigen Anteil nahm. Dies geht aus nachstehendem interessanten Brief Ludwig Haessler's, des bekannten Geschichtschreibers und Professors an der Universität Heidelberg hervor, welcher lautete:

„Mein langes Schweigen auf Ihre Zuschrift bitte ich teils mit dem aufreibenden Hin- und Herziehen zwischen hier und Karlsruhe zu entschuldigen, teils mit Unwohlsein, das mich in voriger Woche arbeits- und schreibunfähig gemacht hatte. Aber vergessen habe ich darum die Sache nicht.“

Der von Ihnen besprochene Gedanke hat auch mich schon beschäftigt und ich bin vollkommen mit den Motiven einverstanden, die Sie anführen. Die Atomisierung der Länder nach Fluß, Berg und Tal hat ihre Zeit gehabt, um den Fusionsprozess der Rheinbundperiode zu fördern; aber die Zeit ist vorüber. Auch die Franzosen selbst, wenn sie dafür ein Verständnis hätten, würden vielleicht ihre Departements heutzutage nicht mehr so wie 1790 machen, sondern Mirabeaus Rat folgen. Bei uns vollends ist die Rückkehr zum Historischen das natürliche und unserem Naturell entsprechende und wir können die neue Verwaltung

nicht besser inaugrieren, als indem wir auch in dieser Hinsicht mit der Rheinbundszeit brechen.

Ich habe dies und Anderes Staatsrat Lamen vorgestellt und zwar brieflich, und er hat, wie ich erwartete, die Wichtigkeit anerkannt. Er hat mir am Samstag erklärt, er sei ganz bereit, darauf einzugehen. Mein Anerbieten, im Verein mit befreundeten und kundigen Männern eine Nomenclatur passender und populärer Art zu entwerfen, war ihm willkommen. Ich werde also jetzt daran gehen und bitte Sie, das Gleiche zu tun. In solchen Fälle sind mehrere besser als Einer. Manche von den durch Sie empfohlenen Namen geben sich von selbst als die natürlichen, ohne alle Konkurrenz, wie Breisgau, Ortenau, Pfalz usw., auch Saargau; für einige andere wie Oberbaden, Unterbaden, Hochschwaben ließe sich vielleicht ein noch zutreffenderer, unmittelbar der Vergangenheit entnommener Ausdruck finden. Ich werde mich darauf besinnen und Sie, wie ich hoffe, auch. Die Hauptsache ist einzuweisen, daß das Prinzip gesichert ist.

Ihren weiteren freundlichen Mitteilungen entgegengehend, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster L. Haessler.

Heidelberg, 14. März 1864.“

Schriftleiter: Karl Joho. Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“.